

**Zeitschrift:** Schweizerische Zeitschrift für Pilzkunde = Bulletin suisse de mycologie  
**Herausgeber:** Verband Schweizerischer Vereine für Pilzkunde  
**Band:** 11 (1933)  
**Heft:** 11

**Artikel:** Unsere Pilznamen [Schluss]  
**Autor:** Wesemüller, A.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-934618>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 01.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# SCHWEIZERISCHE ZEITSCHRIFT FÜR PILZKUNDE

Offizielles Organ des Verbandes Schweizerischer Vereine für Pilzkunde und der Vereinigung der amtlichen Pilzkontrollorgane der Schweiz (abgekürzt: Vapko)

Erscheint am 15. jedes Monats. — Jährlich 12 Nummern.

**REDAKTION** der schweizerischen Zeitschrift für Pilzkunde: Burgdorf.  
**VERLAG:** Buchdruckerei Benteli A.-G., Bern-Bümpliz; Telephon 46.191; Postcheck III 321.  
**ABONNEMENTSPREIS:** Fr. 6.—, Ausland Fr. 7.50. Für Vereinsmitglieder gratis. Einzelnummer 60 Cts.  
**INSERTIONSPREISE:** 1 Seite Fr. 70.—,  $\frac{1}{2}$  S. Fr. 38.—,  $\frac{1}{4}$  S. Fr. 20.—,  $\frac{1}{8}$  S. Fr. 11.—,  $\frac{1}{16}$  S. Fr. 6.—.

## Unsere Pilznamen.

Von A. W e s e m ü l l e r, Berlin.

(Schluss.)

Etwas rätselhaft klingen uns heute « Trüffel » und « Morchel ». « Die Trüffel wachsen im bayreutischen Unterland », sagt um 1741 der weitgereiste Sprachforscher Johann Leonhard Frisch, Rektor am Gymnasium zum grauen Kloster. Die Form « Truffel » bringen Justus Möser's « Patriotische Phantasien » (1744) in dem reizenden Bild: « Indem sie das holde Mädchen nicht wie eine Truffel unter der Erde reifen, sondern zur allgemeinen Freude über derselben aufblühen liess ». Das Wort (niederländisch truffel, englisch truffle, französisch truffe, spanisch trufa) entstand aus der italienischen Bezeichnung des Pilzgewächses tartufo, beziehungsweise der Verkleinerungsform tartufole, französisch tartoufle, und geht vermutlich auf lateinisch « tuber », der Auswuchs », der « Knollen », zurück. Gleichen italienischen Ursprungs wie « Trüffel » ist unser zwischen 1650 und 1760 schon als « Tartuffel » begegnendes « Kartoffel », eine Erinnerung, dass diese Kulturgaben durch Vermittlung Italiens bei uns in Aufnahme kamen. Das zweite Wort, das Voss in den Versen seiner « Luise »: «Doch war der Sommer ihm mild, dann sammelt er Beeren des Waldes

für die benachbarte Stadt, auch Nüss' und Hambutten und Morcheln.»

schriftsprachlich für das Neuhochdeutsche festlegte, lautet bayerisch noch «die Maurache» (Einzahl!) oder auch «der Mauracher», schweizerisch «die Morache, Moroche,» «der Moracher», «das Maurochli». (Anmerkung der Red. In neuerer Zeit ist in der Schweiz nur noch der Name Morchel in Gebrauch.) Schon 1731 kommt es in einem Leipziger «Ökonomischen Lexikon» in sprachgeschichtlich wertvoller Formenzusammenstellung vor: «Morgeln, Morchen, Maurachen, also werden oft insgemein alle gedörrte erdschwämme genennet, welche zum essen dienlich », und noch zwei Jahrhunderte früher, 1572, in Bocks in Strassburg erschienenem «Kräuterbuch»: «Bei uns halt man sehr viel von den morcheln oder maurachen, also das man sie döret und aufhenket. » Eine Chronik der Bauernaufstände spottet hinter den Geschlagenen her: «Die pauren zogen wider haim, sie wolten sich bas besinnen, da muesten sie erdbern und die morachen gewinnen. »

Was bedeutet nun die ganze Bezeichnung ursprünglich? — Nach Grimm handelt es sich um die Verkleinerungsform zum althochdeut-

schen morha, dem mittelhochdeutschen morche. Jenes bezeichnet nichts als die gelbe Rübe, die Mohrrübe oder Möhre, morhila die Pastinake, das mittelhochdeutsche Wort ausserdem auch schon den essbaren Pilz. Morchel wäre also keine Möhre, das « Mohrchen », wie (nur ohne Dehnungslaut) bereits das « Ökonomische Lexikon » schreibt.

Ungeklärt bleibt das Wort « Lorchel ». Mit niederdeutschem Lautstande verzeichnet es um 1700 Frischs « Neues franz.-teutsches und teutsch-franz. wörter-buch » als « Lorken oder laureken, schwarze bülze, taubeney-gross, wachsen um die kieferstöcke ». « Eine Art essbarer Schwämme, helvella mitra, die Bischofsmütze, heissen in Gera lorchen », sagt 1801 ein medizinisches Wörterbuch von Nennich. In einem andern Werk desselben Verfassers findet sich nun l o r c h e neben « lerche » als Bezeichnung des bekannten Nadelbaumes, der mittelhochdeutsch « larche » heisst. Ob danach « Lorchel » — in nicht unpassendem Vergleich der Gestalt — vielleicht die kleine « Lärche » besagen wollte?

Der bei uns bekannteste Schwamm, der Pfifferling, auch Gelbling oder Eierschwamm genannt, heisst natürlich so nach seinem Pfeffergeschmack. Seiner naheliegenden Wertschätzung entsprechend, taucht er schon zeitig in der Literatur auf. Der Wolkensteiner singt von der Freude, « Vor jenem walt nach pfifferlingen klouben mit einer meit. » Geiler von Kaisersberg, der grosse Strassburger Prediger, sagt im « Buch von den Sünden des Mundes » (1518): « Ein pfifferling ist ein nachgültig speisz », und Hans Sachs reimt: « Als ich im Wald mich von der Strass abschlug, der Pfifferling fand ich genug. » Von einer überraschenden Verwendung berichtet 1566 die « Bayrische Chronik » Aventins (« des von Avensberg Bürtigen »): « Im ist vergeben worden in einem vergiften pfifferling oder prätling. »

Der Sinn des Wertlosen knüpft sich an den Namen zuerst im 16. Jahrhundert. Wieder-

um ist's bei Geiler von Kaisersberg, in der Predigt « der Has im Pfeffer »: « Sie geben nicht ein Pfifferling umb der Einsiedler härinen Kleid. » Luther aber spricht von der Auffassung gewisser Leute, « das im Sacrament eitel Pfifferling und Morchen (Morcheln) waren ». Zu Anfang des 17. Jahrhunderts folgt dann der Zeitgenosse und Schüler Opitz', Rudolf Weckherlin, mit dem Wort: « Seit ihr vol mehr den Pfifferling? », nachdem schon Frischart 1579 im « Bienenkorb des heiligen römischen Immenschwarms und seiner Hummelszellen » geschrieben hatte: « So waist und hört man von den Reichsvölkern nit ain Pfifferling. » In einem Werke von Reinhold Lenz, vorübergehend Goethes genialem Nebenbuhler um den Dichterkranz, fragt jemand: « Nicht wahr, Herr Pfarrer, eines Menschen Leben ist doch kein Pfifferling? », und aus dem « Faust » kennt jeder die Stelle: « Strich drauf eine Spanne, Kett und Ring, als wärens eben Pfifferling », gewissermassen die endgültige literarhistorische Besiegelung des Wortes.

Ein fremdländisches Gewand behielten « Champignon » und « Mousseron », dieser « der Moos-, im Moos (französisch mousse) wachsende Pilz », jenes vom neulateinischen campinio (aus lateinisch campus, französisch champ = Feld) abgeleitet und wörtlich etwa mit « Feldling » zu übersetzen.

Hie und da eingebürgerte deutsche Ausdrücke für « Champignon » sind « Drüsbling » oder « Drieschling » und « Egerling ». Frieschlings Wörterbuch erklärt: « Weil sie auf dem Driesch oder Drusch wachsen ». Ähnlich sagt « Bocks Kräuterbuch » (Strassburg, 1572): « Solche nennt man zu teutsch Heiderling und Druschling, darumb das sie auf den Heiden oder Druschen gern wachsen. Die Walhen nenen sie campiones (champignons). » « Der oder das Driesch », mittel- und neuniederdeutsch Dreesch, bezeichnet das Brachland.

Zu Egerling gibt Grimm keine Erklärung. Die zu Drüsbling dürfte aber die Ableitung

in derselben vermuten lassen, insofern nämlich auch die Form « Egertling » vorkommt, der offenbar « Egert », « Egerde » zugrunde liegt. Dies ein (nach Grimm) wohl uraltes Wort von klarer Bedeutung, aber schwer zu erratender (früherer) « Gestalt », bezeichnet ebenfalls wie Drusch die Brache. In beiden Fällen stellt sich also auch im Deutschen der besonders jenseits der Vogesengrenze zur Züchtung und Ausfuhr herangezogene und darum mehr als Französling bei uns bekannt gewordene Speisepilz als der vornehmliche Besiedler ungepflügten, zur Viehweide freigegebenen Landes dar.

Sogar ein Russe findet sich im deutschen Pilzverzeichnis, der « Reizker ». Erwähnt wird er schon 1588 im « Kräuterbuch » des (nach seinem Geburtsort Bergzabern benannten) Theodorus Tabermontanus. « Reiszke, reizker », heisst es da, « ist eine art essbarer schwämme, sie sind von gutem geruch, zartem fleisch und angenehmen geschmack. » Auch 1691 bringt ihn Caspar von Stieler in Nürnberg erschienener « der deutschen sprache stammbaum und fortwachs » mit den Worten: « die fünfte art der schwämme sind die reiskén, welche niedrig sind oben röhlecht unden streiflecht. » Alle diese Wortformen rietsche, rietschke, ritzke und dem heute üblichern « Reizker », sowie das holländische reitscher, das schwedische riske und ähnliche weisen auf slawischen Ursprung hin. Russisch heisst der Reizker « ryschik », zu deutsch « der Rötliche » (wegen seines roten Saftes). Ein « Allgemeines Polyglottenlexikon der Naturgeschichte », Hamburg, 1793—1795 (von Nemnich), berichtet dazu, dass diese Pilzart von Russland aus in eingesalzenem Zustande versandt wurde. Wir haben hier also einen von

den nicht seltenen Fällen, dass die sprachgeschichtliche Spur auch den durch die Welt eingeschlagenen Kulturweg der Sache erkennen lässt. Durch die russische Einfuhr fand der Reizker in unsern Küchen erst die bemerkenswertere Aufnahme, wie der Champignon durch das französische Vorbild und von Italien aus die Trüffel.

Ein echter Deutscher, doch noch derartig in alte Formen gekleidet, dass er wie ein unergründlicher Fremdling anmutet und in etymologischen Wörterbüchern, auch im Grimm'schen, nicht zu finden ist, ist « Hallimasch », der Name eines häufigen Baumpilzes (*Armillaria mellea*). Zubereitet von ganz angenehmem Geschmack, ist dieser gleichwohl der Schrecken des Forstmannes. Sein heimtückisches Wirken gab Anlass zu seinem Namen schon in längst verrauschter Zeit. Die Silbe « masch » ist mit unsrer « Masche » auf eine germanische Wortwurzel « mèsq » mit der Bedeutung « flechten » zurückzuführen (im Litauischen z. B. « mezgù: knüpfen, stricken » zu « mázgas: Knoten, Fadenverschlingung »). In « Halli » erhält sich das althochdeutsche « hali », das, verwandt mit « hélan », unserm « hehlen, verborgen, heimlich » bedeutet. « Hallimasch » entlarvt sich demnach als der « heimlich Flechtende », d. h. der, wie die Naturgeschichte hierzu ergänzend lehrt, kreuz und quer mit seinen (wohl bis zu mehreren Pfund schweren) Myzelsträngen die Stämme durchziehende und auf diese Weise die Bäume vernichtende. Wie verblasst jede unsrer Neubezeichnungen des Pilzes gegen dieses Muster altdeutscher Sprachplastik!

Aus Jahrgang 4, Nr. 6, des « Naturforscher », Verlag Bermühler, Berlin-Lichterfelde.

## **Mykologische Eindrücke von einer Studienreise in Nordamerika.**

Von Jakob E. Lange, Odense (Dänemark).

Von August bis Oktober 1931 hatte ich Gelegenheit, grosse Teile von U. S. A. und einen Teil von Südwest-Kanada, von dem

Atlantischen bis zu dem Stillen Ozean und von Vermont im Norden nach North Carolina im Süden, zu durchreisen. Ich bekam dabei